

Der letzte Grossvater. Teil 14

Autor(en): **Diebold, Bernhard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **56 (1952-1953)**

Heft 7

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665551>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der letzte Großvater

Bernhard Diebold

14

Doch sie vermochte Grossvater Weidmanns Betrübnis mit diesem haarigen Argument nicht zu verscheuchen. Sie selber nahm es natürlich auch nicht ernst; viel weniger ernst als die Verwirklichung von Ottos Drohung, von der sie immerhin Arnold Mitteilung machen musste. Und sie schritt in das von der Gräfin verlassene Zimmer Gertruds hinauf, richtete es mit grossem Gepolter genau so wieder ein wie damals, als die Enkelin auszog, und sagte zum Grossvater: «Sobald die Trudi einmal schreibt, so will ich ihr abbitten. Und dann kommt sie wieder.» Dann schlurfte sie in die Küche und machte wie vorhin beim Möbelrücken und Geputze in Trudis Kammer einen grossen Lärm mit Messern und mit Pfannen, um den noch grösseren Aufruhr in ihrem Herzen zu übertönen. Ach, Gertrud hatte seit zwei Monaten nicht geschrieben. Und vielleicht kam nie mehr ein Brief von ihr.

Das Unmögliche ward möglich. Lisbeths Papiere waren überraschend schnell eingetroffen, als hätte man sich schon vor Monaten darum bemüht. Ottos Drohung wurde wahr. Eines Tages brachte der Buchbinder das «Tagblatt» und legte es mit ernstem Kopfnicken vor den alten Weidmann hin. Da las man's denn:

Weidmann, Otto, techn. Angestellter, von und in Zürich, und

Lobeck, Gräfin, Elisabeth (gesch.), geb. Bestmann, zu Görlitz, deutsche Reichsangehörige.

Während Grossvater Weidmann, mühevoll sich aufrecht haltend, wortlos auf die Schandtafel der verkauften Schweizerehre starrte, und die Grossmutter völlig verwirrt und die ganze Welt und besonders die eigene Schweiz nicht mehr begreifend, einfach das Wort fand: «Also doch!» — da kam auch schon der idiotische Gärtner Hämig mit hängenden Hosenträgern aus seinem Gerätehäuschen durch das Gemüse daher gerannt und schwang das «Tagblatt», um sich die schwarz und weiss gedruckte ungeheure Nachricht noch mündlich bestätigen zu lassen. Die Weidmanns stammelten: sie hätten es nicht ernst genommen; aber nun habe

es der Lausub doch getan. Und sie sahen beide sehr himmeltraurig aus bei dieser Aussage. Der Buchbinder benahm sich dementsprechend diskret, obwohl er mit einer gewissen Schadenfreude die Demütigung der Weidmanns durch eine solche Fehlheirat genoss. Denn er wusste genau, dass ihn der Alte in seinem Bürgerstolz zu den «geringen Leuten» rechnete; nicht nur wegen dem Sofa im Freien, auf das sich Weidmann soeben in ehrvergessener Schwäche niederfallen liess. Da hatte er nun die «Mesalliance» mit einer Gräfin. Rüegg kannte das Wort aus seiner Lektüre galanter französischer Romane, und brachte es nun an den Mann: «Es tut mir leid, Herr Weidmann — aber Mesalliangs ist Mesalliangs.»

Der Gärtner Hämig aber äusserte aus seinem hängenden Lampigesicht heraus die tiefgründigste Erklärung: «Villicht hät sie halt Gäld.» Dieser Hämig war offenbar gar nicht so dumm wie er aussah, und kannte das Leben. Aber es wurde ihm nichts geantwortet in seinen offenstehenden Mund hinein, so dass er kopfschüttelnd ins Gerätehäuschen zurückstolperte und sich dabei seine hängenden Hosenträger hinaufzog.

Ein Glück nur für die Alten, dass der Koller gerade eine Fuhre hatte und mit dem Alten Fritz ein halbes Dutzend leere Kisten vom Weinhändler Kuster im Güterbahnhof transportieren musste. Denn was hätte der Koller für laute und deutliche Prägungen zur wörtlichen Erfassung dieser Situation benötigt! Das war nicht auszudenken. Statt dem «Lumpetierli» hätte er nun ganz sicher die weit weniger kosende Vergrösserung «Lumpetier» gebraucht; und «Dräckfüdli» wäre ganz sicher noch das zarteste gewesen, was er dem neuen Romeo im Winkelgässchen von seiner Julia zu sagen gehabt hätte.

Die Frau des Buchbinders aber nahm den Marktkorb auf, und behauptete, sofort in den Konsum zu müssen. Aber es fiel allgemein auf, dass sie das grosse Futteral der Lesebrille in die Schürze steckte. Tatsächlich lief sie nicht in das Konsumgeschäft, sondern eilte zum Fraumünsterquai hin-

unter, um die Greuelnachricht im gläsernen Aushang des Stadthauses und im zivilstandsamtlichen Original zu lesen.

Es stimmte. Sie stellte es fest. Nein, so etwas!

Des Vaters Ehre tobt

Man erwartet nun Ottos Heimkehr, und man wird Rechtfertigung verlangen. Heute kommt Vater Arnold ganz sicher zum Mittagstisch. Ihm wird die Anklage übergeben. Der alte Weidmann, in seinem Schmerz, drängt nach Aussprache. Die Grossmutter aber wird tückisch schweigen während des Verhörs und erst am Schluss noch ihren Senf gehörig dazu geben.

Arnold kam. Wurde informiert. Stand still. Verlangte barsch das Blatt zu lesen. Las. Wurde rot vor Wut. Schmiss seinen Hut zu Boden. Dann lief er mit lauten Stiefeln in der Stube umher, dass der Glassturz über der Uhr zitterte und scherbelte, und schimpfte mit drohender Stimme vor sich hin: «Dä chaibe Glünggi, dä Hungerkünstler, dä trurig Fötzel ... dä söll mir nu cho ...» Oh, er war ausser sich. Er würde es ihm sagen. Aber er fand nur schwer so ganz eindeutige Gründe für seine Wut. Er selber wusste nichts mehr ganz Sicheres über die zürcherische Moral von «Anno Heutzutage». Im Grunde litt er ja viel weniger an der Tatsache dieser Liebschaft oder an der möglichen finanziellen Unmoral dieses Heirats-Arrangements, als eben einfach an der öffentlichen Schande: an der Angst vor dem Spott, der ihm von seinen Eisenbahn-Kollegen als «gräflicher Schwiegervater» sicher nicht erspart bleiben würde. Und so räsonierte er zum Stampfen seiner bretterdicken Stiefelsohlen immer wieder: «Dä söll mir nu cho, dä Glünggi.»

Und er kam, der Otto. Er ahnte, was ihm bevorstand. Er war gewappnet auf alles. Es war ihm völlig klar, dass er nun sofort und schleunigst aus dem Steinernen Winkel ausziehen musste — und durfte. Er wusste auch schon wohin: nämlich zu Lisbeth ins Atelier des Negerli, das mindestens noch vierzehn Tage in Ascona blieb. Und später, nach der Heirat, vielleicht weit weg ... vielleicht gar nach Paris ... Da schwebten nämlich Projekte.

Denn Gerti hatte ihm geschrieben. Nach einer kurz gefassten Postkarte mit Adressangabe war es schon ihr zweites Schreiben: nämlich die Antwort auf Ottos ausführliche Darstellung seiner eigenen Erlebnisse. Sie sei jetzt im Büro einer Prägestalt

beschäftigt, die mit Vuillemins kooperiere und deren Methoden sie mit dem Junior genau studieren müsse zwecks der nun sicher bevorstehenden Erweiterung der Fabrik neben dem Hämig. Bei den Beratungen sei auch von den Affichen, dem Reklamematerial und namentlich von einem neuen Plakat der erweiterten Firma die Rede gewesen; und damit sei dem Otto die grossartige Gelegenheit gegeben, bevor noch andere Künstler zugezogen würden, bereits seinen Entwurf auszuarbeiten, der sicher beim Junior die wohlwollendste Beachtung finden werde, wenn die Skizze etwas taue. Aber das hoffe sie von Ottos Talent. Nur müsse er sich mit seinem kommunistischen Umgang etwas in acht nehmen, weil Vuillemins Associé, der Hauser jun., bei den Frönlern sei und für die heimlichen Bolschewiki aus dem Grand Guignol sicher kein Geld ausgeben würde. Und ferner hoffe sie, dass Otto mit der gräflichen Liebschaft beizzeiten stoppe, und sich um Gottes willen den verrückten Heiratsgedanken aus dem Kopfe schlage, einfach der wildfremden Frau zuliebe, von der er vielleicht gar nicht alles wisse. Und sie schloss ihren Brief: dass man beim Heiraten mehr solid als verliebt denken solle; und dass sie selber im Oktober zurückkäme, und dann sehr viel zu erzählen habe. Die Grosseltern solle er nur ruhig von ihr grüssen. Sie würden sich mit ihr schon wieder versöhnen, wenn sie einmal so solid verheiratet sei, wie es ihr jetzt bevorstehe.

Solches hatte Gerti geschrieben. Es beglückte ihn, trotz ihrer Skepsis vor der gräflichen Heirat. Vor der Möglichkeit des Plakatauftrages sah er einen Zukunftsweg. Man musste ihn nur pflastern. Verdiente er dabei fünfhundert Franken, so war die Basis zur Umsattelung gegeben; zum endgültigen Sprung in die Freiheit ... zusammen mit ihr, seinem geliebten «Gröfli».

Und so hatte er denn den Mut, vor Vater Arnolds bitterbösem Gesicht zu bestätigen: es sei schon alles richtig; und er nehme nichts zurück; und die Konsequenzen würde er eben tragen! So sagte er, bevor er sich zu den andern an den runden grossen Esstisch setzte. Worauf eine furchtbare Pause entstand.

Arnold sah seinen Sohn über den Suppenteller weg aus blauen festen Augen durchdringend an; nahm vorläufig Ottos Aussage sozusagen nur «zur Kenntnis»; und ass den Teller leer. Man hörte minutenlang nur das Löffelklappern der schweigenden Esser. Aber nach der Suppe rückte Arnold

den Teller langsam in die Tischmitte, und Messer und Gabel schob er nach rechts und links weit auseinander, als müsse er Platz schaffen für den bevorstehenden Kampf. Er hielt den Kopf ein wenig vorgebeugt, rupfte mit den ungelinken Fingern am Tischtuch; und ohne Otto anzusehen, sagte er sehr laut, als wär's ein Militärbefehl: «Daraus wird nichts, Buebli. Du trittst zurück von der Partie.»

Otto schwieg. Löffelte aber um so betriebsamer in seinem Suppenteller herum.

Auf einmal hob Arnold den Kopf mit einem raschen Ruck. Die Augen blitzten heller als gewöhnlich und mit unheimlicher Energie aus seinem dicken roten Kopf heraus. «Hast du gehört? So etwas wird nicht geheiratet ... so eine da.» Er unterdrückte ein Schimpfwort.

Jetzt musste Otto wohl oder übel von seinem Teller aufblicken: «Warum denn nicht?» fragte er, mehr aus Angst denn aus Lust am Streit. Irgendein Wort, ein kräftiges Wort musste aus seinem Munde kommen, um die noch ungesagte Beleidigung aus der Stille wegzuwischen. Das nötige Kraftwort fiel ihm nicht ein. Es blieb bei der renitenten Frage: «Warum denn nicht?»

Arnold fauchte vor Erregung. Noch unterdrückte er das Schimpfwort, das ihm auf der Zunge lag. «Weil man s o l c h e ganz einfach nicht heiratet! ... Darum!»

Der Grossvater sah auf den Teller. Die Grossmutter kniff den Mund ein.

«Was heisst da ‚solche‘ ...?» Otto war seiner Ehre die Opposition schuldig. «Sie ist doch schliesslich eine ...»

Da hielt sich die Grossmutter nicht mehr: «Eine Gräfin willst du sagen ... Aber ein Hurenmensch ist sie.»

Da war es heraus. Gerade dieses Wort hatte Otto gefürchtet und erwartet.

Und jetzt fuhr es auch aus Arnold heraus: «Ja, das ist es eben ... es Hueremänsch ... Und so etwas wird nicht geheiratet.»

Otto steht auf. Er will einfach davon. Er weiss: sonst wird er heftig und schwatzt dummes Zeug, das er bereuen wird.

«Du bleibst!» schreit ihn der Vater an. Erhebt sich auch und kommt ihm nach zur Türe.

Da bricht es aus dem Jungen: «Sie ist kein Hurenmensch. Darum eben will ich sie heiraten, damit ihr nicht mehr sagen könnt, sie hätte nur aus Liederlichkeit mit mir ...»

«Sie bleibt doch ein Hurenmensch!» poltert Ar-

nold. «Die liebt dich doch gar nicht. Die will ja nur einen Schweizerpass.»

Otto schiesst das Blut in den Kopf. Jetzt verliert er jede Angst vor dem Vater. «Das ist nicht wahr. Sage das nicht mehr, sonst ...» Und er verkrampt die Faust, als müsse er seine Hand beherrschen.

Arnold sieht's. Sein Kopf reckt sich höher, als wolle er auf den viel kleiner gewachsenen Buben noch verächtlicher heruntersehen; und er höhnt: «Wenn du sie nimmst, dein Bettelmensch, dann werde ich dir wie einem Rotzbuben den Hosenboden verhaufen ... so einem windigen ...» Er findet kein Wort, das ihm entwürdigend genug schiene; und hebt dafür die Hand, sei's zur Drohung, sei's zum wirklichen Schlagen.

Diese Geste genügt, um Ottos Wut zum höchsten Ausbruch zu reizen. Es speichelt auf seiner Unterlippe, während er dem Vater die Worte ins Gesicht wirft: «Sei du nur still. Du hast zu allerletzt ein Recht zu solcher Rede. Du hältst dir ja auch ein Hurenmensch in Aussersihl.»

Die beiden Alten springen von den Sesseln auf. Arnolds Faust will zuschlagen. Aber sie fällt aus ihrem höchsten Schwung ganz plötzlich schlaff herunter.

Otto bereut schon. Herrgott, da hatte er die Vereinbarung mit seiner Schwester gebrochen: niemals vor den ahnungslosen Grosseltern den Vater in diesem delikaten Punkte preiszugeben. Aber nun war es zu spät. Nun war's heraus. Jetzt war schon alles gleich. Und Otto brüllte weiter: «Von dir lasse ich mir am allerwenigsten hineinreden. Wenn du die heiraten würdest ... du weisst schon welche ... dann wäre es viel anständiger, als dass du nur so wild mit ihr ins Bett gehst. Darum kommst du auch nicht mehr heim zu uns! Deinen Nachtdienst kenn' ich ...»

Er atmet wild. Die Haare sind ihm über die Stirn gefallen. Die schwarzen Augen blicken wirr noch einmal über die entsetzten Gesichter. Er greift nach der Türklinke. «Ich mache jetzt, was ich will», ruft er noch, heiser vor Erschöpfung. Dann stürmt er ab.

Der Grossvater macht ein paar Schritte, als ob er Otto naheilen wollte. Aber er kommt nur bis zur Türe, die offen geblieben ist, und schliesst sie sachte. Die Grossmutter denkt nicht mehr an Otto. Sie starrt ihren Sohn Arnold an, der wie ein ausgescholtenes riesengrosses Kind dasteht, fassungslos, keines Wortes fähig vor Scham.

Es gab auch kein Wort für diese Situation. Die Frechheit des Jungen traf ihn weniger als die Scham vor den Alten. Jener war keine Instanz. Aber diese bedeuteten ein gültiges moralisches Gericht vor seiner ratlosen und zwischen Vorkriegszeit und Nachkriegszeit unsicher pendelnden Generation der Väter. Jede Rechtfertigung versagte vor seiner eigenen Moral. Nur Flüche taugten hier noch.

Das wissen alle im Zimmer. Sie verzichten aufs Fluchen. Die neue Katastrophe mit dem Sohn verdrängt die alte mit dem Enkel. Die Greisin atmet hörbar. Dann kommt es streng zwischen den Atemstößen: «Also darum wolltest du ein Zimmer da unten beim Bahnhofplatz ...? also du hast eine Mätresse ...?» Das Wort Mätresse übertraf mit seiner fremden Unbürgerlichkeit jede andere Art von Schimpf. Es wurde hart und hässlich ausgesprochen von der Alten. «Pfu! Tüfel, pfüt Hund», warf sie als letztes Wort hin. Dann schlarpste sie hinaus in die Küche ...

Der alte Weidmann seufzte nur: «Mit eusereisich fertig.»

Arnold aber reckte sich plötzlich aus seiner Erstarrung. «Ja, 's ist fertig mit eurem verfluchten Eusereis.» Er gab sich eine übertriebene Haltung in den Schultern, um damit zu beweisen, dass er sich natürlich gar nicht im geringsten schäme, und dass eine «Mätresse» für einen Witwer die selbstverständlichste Sache von der Welt, insbesondere im Kanton Zürich sei. Er trampelte mit harten Schritten zum Schlafzimmer hinüber, riss die Türe auf, wandte sich noch und rief, so grob er konnte: «Es geht nimmer so weiter. Ich ziehe aus.» Dann schlug er die Türe zu, riegelte geräuschvoll ab; und war auf kein Rufen und kein Klopfen mehr zu sprechen. So verlangte es sein Trotz und Mannesrecht.

Drinnen aber sackte er auf einem Stuhl zusammen. Starrte blöde und ratlos auf die Wand. Er dachte an seine Frau, die Marie selig — ohne deren Tod das alles nicht geschehen wäre. Und beinahe hätte der gewaltige Lokomotivführer geweint, so weh war ihm zumute.

Drei Männer suchen Rat

Drei Männer suchten Rat, weil sie es mit sich allein nicht mehr aushielten: Grossvater, Vater und Sohn. Keiner von ihnen konnte mehr im richtigen Vertrauen mit dem andern reden und aus seiner

Alterslage verstanden werden: im Guten richtig gebilligt und im Schlechten richtig getadelt. Denn mit der alten Moral vom Grossvater war die neue nicht mehr «richtig» zu vereinen. Die Zeit war stärker als irgendeine Sitte.

Selbst der älteste Weidmann spürte es deutlich und erschreckend, dass da mit seiner Weltanschauung etwas nicht mehr stimmte, namentlich wenn er ihre Maximen jetzt aus dem wieder beredt gewordenen Munde seiner harten Frau hörte, die sich in ihrem Moralbezirk von Recht und Unrecht, von Schicklichkeit und Ungehörigkeit vollkommen sicher und unerbittlich hielt. Im Falle Arnolds war nichts anderes zu machen, als dass man ihm zu einer neuen Heirat zuredete; wenn es schon sein musste für einen Fünfziger; meinetwegen mit der «Mätresse», die ausser ihrem schamlosen Leichtsinne hoffentlich auch ein paar solidere Qualitäten besass. Das wolle Gott. Hier konnte eine Heirat alle Schande sanktionieren.

Beim Otto aber stand es umgekehrt: hier war gerade die Heirat eben die Schande. Das sah viel schlimmer aus. Hier lag beinahe eine vollendete Tatsache und Verfehlung vor, die schlechthin unerträglich und nie wieder gutzumachen war, falls nicht der fatale Eheschluss des Zwanzigjährigen mit einer hergelaufenen mittellosen Person in letzter Stunde noch verhindert wurde. Ach, wenn es wenigstens keine Gräfin, sondern ein bürgerlich anständiges, einheimisches Mädchen gewesen wäre, wie es doch trotz der verdorbenen Zeit noch viele gab in der Stadt Zürich. Aber so blieb der Schandfleck unauslöschlich.

Grossmutter's Augen wurden hart und die Blicke spitzig, als sie nun auf den Grossvater einredete: hier helfe nichts mehr als die Polizei. Ja, er müsse sofort auf die Fremdenpolizei; er könne nur nach dem Wachtmeister Streuli fragen, der sich über die saubere Gräfin ja schon längst seine Gedanken gemacht habe. Dort finde der Grossvater ein aufmerksames Ohr für seine Anklage. Da solle er irgend etwas — sei's wegen Unzucht oder Falschmeldung oder Schwarzarbeit — gegen das «Schwabemänsch» vorbringen, das brave Schweizersöhne verführe, um sich hier im soliden Schwyzerländli warm einnisten zu können, die Arbeitslosigkeit zu vermehren und sich womöglich von der hiesigen Armenpflege eine Rente auszahlen zu lassen. «Anzeigen musst du sie, Gottlieb. Dann wird das Mensch ausgewiesen und dann soll der Otto sehen, wie er sie heiratet.»

(Fortsetzung folgt)